

Blick in Nachbars Garten

Autor(en): **Gemmingen, Hubertus von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freiburger Geschichtsblätter**

Band (Jahr): **96 (2019)**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-846815>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MISZELLEN

Blick in Nachbars Garten

Ein kaum nostalgisches, sondern eher nachdenklich stimmendes Bild aus dem Fonds Macherel der Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg schmückt den Einband des 80. Bandes der *Annales fribourgeoises* (2018). In den 1910er-Jahren entstanden, zeigt die Fotografie vor dem Hintergrund des Thierryturms, an dem sich ein auf einer Hängeplattform stehender Arbeiter zu schaffen macht, einen Teil des ehemaligen Friedhofs Miséricorde. Die Grabsteine scheinen ziemlich in Unordnung gekommen zu sein, als hätte sie der unaufhaltsame Lauf der Zeiten in Schiefelage gebracht. Vor einem monumentalen, dank seines schweren Sockels aufrechtstehenden Steinkreuz lassen ein grosses und ein kleines Mädchen mit gefalteten Händen ihre Fürbitten um das Seelenheil der hier Ruhenden in den Himmel aufsteigen. Drückt sich hier symbolhaft der damalige Umgang der Freiburger*innen mit Tod und Vergänglichkeit aus? Bekanntlich musste der Friedhof im Zeichen des technischen und wissenschaftlichen Fortschritts teils der Eisenbahn, teils der Universität Freiburg Platz machen, während der seit einem Jahr der Öffentlichkeit zugängliche Schalenturm unmissverständlich von der wehrhaften Vergangenheit der Stadt und Republik kündigt.

Wie Lionel Dorthe, der mit David Aeby die letztjährigen *Annales* der Société d'histoire du canton de Fribourg redaktionell betreute, in seinem Geleitwort «'La Mort vous va si bien'» (S. 7–8) ausführt, ist das Todesthema zwar «inépuisable, complexe, effrayant», doch lässt es sich «avec rigueur scientifique» behandeln, «comme l'ont fait les sept auteurs des contributions qui enrichissent le dossier 'Mourir à Fribourg II', en abordant les attitudes des Fribourgeois face à la mort depuis le Premier Âge du Fer jusqu'au lendemain de la Première Guerre mondiale, marqué par la terrible épidémie de grippe qui a fait tant de ravages il y a tout juste 100 ans. Une approche diachronique aussi large que variée, donc» (S. 7). Ebenso breitgefächert wie vielfältig? Machen wir die Probe aufs Exempel.

Die vor kurzem zurückgetretene Kantonsarchäologin Carmen Buchillier eröffnet den «Todesreigen» mit «Mourir au Premier Âge du Fer en terre fribourgeoise» (S. 10–22). In den letzten zwanzig Jahren erforschten die Freiburger Archäolog*innen nicht weniger als zehn Tumuli und fünf

Gräber aus der Früheisenzeit (1000–620 v. Chr.) und förderten dabei insbesondere einzigartige Waffen zutage. Da aus dieser Zeit kaum schriftliche Quellen vorliegen, lassen sich die damaligen Begräbnisriten der keltischen Volksgruppen nur anhand solcher Funde in hypothetischer Weise rekonstruieren. Wie die Freiburger Grabungen bestätigen, findet in der Früheisenzeit der Übergang von der Feuer- zur Erdbestattung statt. Den Toten werden Objekte beigegeben, die ihren gesellschaftlichen Status spiegeln, zum Beispiel ein Schwert in seiner Holzscheide, das zusätzlich mit einem Ziegenfell bedeckt ist, im Fall des Verstorbenen im zentralen Grab des Tumulus 4 von Matran/Le Perru. Auch ein Dolch kann als Statussymbol dienen. Kurz nach dem Ende der Früheisenzeit werden vornehme Tote auf Wagen bestattet, wie der Tumulus XVII/XVIII der Grabhügelnekropole von Düdingen/Birch zeigt, der bereits 1865 von Gustav von Bonstetten teilweise freigelegt worden ist.

Die Mediävistin Kathrin Utz Tresp befasst sich in «Les sanctuaires à répit dans le diocèse de Lausanne et à Fribourg. Pèlerinage pour les enfants mort-nés» (S. 23–34) mit einem Phänomen, das vom Spätmittelalter bis in die 1910er-Jahre zu beobachten ist. In «Auferweckungsheiligtümern» wurden totgeborene Kinder für einen kurzen Augenblick wieder ins Leben zurückgerufen, um sie taufen zu können und so ihre Seele zu retten. Anschliessend bestattete man sie im Umkreis des Gotteshauses, wie die Wallfahrtskirche in Oberbüren belegt, wo etwa 250 Kinderskelette bei Grabungen zum Vorschein kamen. Oberbüren gehörte zwar zur Diözese Konstanz, wird jedoch regelmässig zusammen mit Westschweizer «sanctuaires à répit» erwähnt, so dass es gerechtfertigt ist, dieses besonders gut erforschte Heiligtum im vorliegenden Artikel ausführlich zu behandeln. Für die Auferweckung war man auf die Mithilfe der Muttergottes angewiesen. Eine in diesem Zusammenhang mehrfach in den Quellen erwähnte «Notre-Dame de Bulle» konnte die Autorin als Statue auf dem von Guillaume de Bulle gestifteten Marienaltar in der Pfarrkirche St. Nikolaus in Freiburg identifizieren. Anfang 2018 am Chorhaupt der Kathedrale unternommene Grabungen brachten etwa sechzig Kinderskelette ans Tageslicht, ein Fund, der gar nicht so makaber ist, wie die Zeitung *La Liberté* meinte, wenn man ihn mit dem Marienaltar von St. Nikolaus in Verbindung bringt. Auferweckungsheiligtümer gab es allerdings überwiegend auf dem Land; für Freiburg sind die Muttergotteskapelle Dürrenberg (Pfarrei Gurmels) und die Kapelle Notre-Dame de Tours (Pfarrei Montagny) zu nennen.

Einer heiklen Aufgabe hat sich Rita Binz-Wohlhauser, Redaktorin der Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, unterzogen. In «'Le misérable s'a voullu précipiter et estrangler avec l'aiguillette de son chausse'. Le suicide à Fribourg (XV^e–XVIII^e siècles)» (Übersetzung aus dem Deutschen von David Aeby) befasst sie sich mit dem Selbstmord, der in den deutschsprachigen Quellen häufig mit dem Tätigkeitswort «lyblosen», das heisst sich des Lebens berauben, bezeichnet wird. Für die untersuchte Periode gibt es nur ein paar wenige Quellen, insbesondere die Thurnrodel und die Ratsmanuale, die von der Autorin akribisch durchforstet wurden. So konnte sie 41 Fälle – 12 versuchte und 29 gelungene Selbsttötungen – eruieren, bei denen anfangs die Männer und später die Frauen überwiegen. Sie finden zur Hälfte innerhalb, zur anderen Hälfte ausserhalb des Gefängnisses statt. Über die Gründe lässt sich nur mutmassen: Angst vor qualvoller Folter, auf die sowieso der Tod folgt? Furcht vor Schande? Verzweiflung? Selbstmord ist eine Todsünde, deshalb sind in solchen Fällen Leichenschändung, entehrende Bestattung und Einzug sämtlicher Güter die unweigerlichen Folgen für die Sünder. Oft suchen die Angehörigen den Selbstmord zu vertuschen oder die Angelegenheit herunterzuspielen. Die Autorin befasst sich mit der Rolle, welche die Ärzte spielen, und mit der Art der behördlichen Untersuchungen, um abschliessend Vergleiche mit anderen Kantonen anzustellen. Wie sie feststellt, bleiben zahlreiche Fragen über dieses sensible Thema offen, so dass es in Sachen Selbstmord in Freiburg noch viel zu forschen gibt.

Wie stirbt Mann oder Frau im Kloster? Damit beschäftigt sich Laurence Cesa, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Kulturgüteramts des Staats Freiburg, in «Mourir au monastère. Rites funéraires chez les Visitandines à Fribourg» (S. 53–64). Im Januar 2018 liessen die Freiburger Visitandinnen in einem Fernsehbeitrag die Öffentlichkeit wissen, dass die Schwestern in Zukunft frei zwischen Erdbestattung oder Kremation wählen könnten. Diese erstaunliche Offenheit in Begräbnisfragen, die teilweise in Widerspruch zur offiziellen Meinung der Kirche steht, zeigt, dass man zumindest in diesem Kloster mit der Zeit geht. Wie die Bestattungsriten der Visitandinnen nach einem Todesfall ablaufen, wird von der Autorin detailliert beschrieben. Im Klostergarten ist ein spezieller Bereich als Friedhof eingerichtet, in dem die Toten zu zweit unter schlichten Grabplatten ruhen. Zu den Besonderheiten der Riten der Visitation gehört der Brauch, das Leben der verstorbenen Schwestern in einer kurzen Beschreibung festzuhalten. Diese Viten, deren Abfassung den strengen Richtlinien des Ordens zu

folgen hat und die nur für den internen Gebrauch bestimmt sind, bilden eine Art Gedächtnis des Klosters. In der Freiburger Visitation werden aber auch vornehme Damen beigelegt, die sich an diesen Ort der Stille zurückziehen, um hier als Wohltäterinnen in Ruhe zu sterben, zum Beispiel die beiden Schwestern Lise de Castellane-Norante und Louise, Comtesse de Pourtalès. Letztere verlässt 1861 nach dem Tod ihres Manns Schloss Greng und zieht zu ihrer Schwester, die bereits seit 1840 eine Wohnung im Kloster gemietet hat. Beide überschütten die Religionsgemeinschaft mit frommen Gaben und Geldspenden, um sich einen Platz wenn nicht im Himmel, so doch im täglichen Gebet der Nonnen zu sichern.

Die Briefabschriften, die der Freiburger Patrizier François Pierre de Reynold zwischen 1732 und 1754 anfertigte und deren Publikation die vorliegenden Geschichtsblätter in einer Rezension würdigen, sind der Anlass für Simone de Reyff, emeritierte Titularprofessorin für französische Literatur an der Universität Freiburg, sich mit den Überlegungen zu befassen, die sich der Briefschreiber über den Tod und das Sterben machte. In «François Pierre de Reynold face à la mort. À la jonction de deux sensibilités» (S. 65–74) stellt sie zunächst de Reynolds diesbezügliche Äusserungen ein paar Mustern der umfangreichen Frömmigkeitsliteratur der katholischen Reform gegenüber, in der es unter anderem um den «guten Tod» geht. Ein Tod ist dann gut, wenn man sich ausreichend und in gebührender Weise auf ihn vorbereitet hat. Die Briefe lassen zwei unterschiedliche Sensibilitäten erkennen, die de Reynolds Diskurs über das Sterben bestimmen: Zum einen sucht er Distanz zu halten, um den Tod in dessen gleichsam sakramentaler Dimension zu verstehen, zum anderen beginnt er eine verinnerlichte, emotional bestimmte Todesanschauung zu entwickeln, die sich mit dem Erstarken der Aufklärung in Zusammenhang bringen lässt.

Nach diesem Ausflug in religiöse und geistesgeschichtliche Dimensionen bringt uns der nächste Beitrag auf den Boden der Realität zurück: Wir steigen hinab in die ehemals mit Knochen und Särgen gefüllten Gräfte der Kirche St. Nikolaus in Freiburg. In «‘Remplis d’ossements et de cercueils jusqu’au plafond’. Les anciens caveaux de l’église Saint-Nicolas à Fribourg» (S. 75–86) knüpft der Unterzeichnende an seinen in den Freiburger Geschichtsblättern 89 (2012) publizierten Aufsatz «Zur ewigen Ruhe gebettet» an und erweitert ihn um einige neue Aspekte, zu denen neben weiteren eher makabren Details auch die Geschichte des nicht mehr auffindbaren Sargs von Martial-Louis de Beaupoil de Saint-Aulaire,

Bischof von Poitiers, gehört. Der französische Prälat war am 17. Januar 1798 im Freiburger Exil gestorben, und seine sterbliche Hülle wurde im Chor von St. Nikolaus beigesetzt. Als das Bistum Poitiers 1868 den Sarg repatriieren wollte, war er allerdings spurlos verschwunden. Statt hier noch weitere Gruftgeschichten zum Besten zu geben, begnüge ich mich damit, eine Bemerkung von Seite 76 zu zitieren: «Gageons que le sol de la place Sainte-Catherine nous réserve encore des surprises.» Genau das ist in der Zwischenzeit eingetreten, wie die Kinderskelette zeigen, von denen Kathrin Utz Tremp in dem hier soeben präsentierten Aufsatz spricht.

Der letzte Beitrag des Dossiers «Mourir à Fribourg II» führt uns in das erste Viertel des 20. Jahrhunderts, als die Spanische Grippe zahllose Menschen, vor allem junge Erwachsene, dahinraffte. Der Historiker Alain Bosson untersucht in «L'épidémie de grippe espagnole dans le canton de Fribourg. Le grand retour de la peste noire?» (S. 87–105) diese Pandemie, der 1918–1919 mehr Menschen zum Opfer fielen, als im ganzen Ersten Weltkrieg gestorben waren. Ängste und Besorgnisse machten sich in der Freiburger Bevölkerung breit, und ungeheuerliche Gerüchte wurden herumgeboten, vor allem als im Juli 1918 die ersten Todesfälle auftraten. Die Kantonsbehörden setzten eine Gesundheitskommission ein, welche die gegen die Grippe zu ergreifenden Massnahmen bestimmte: Verbot grosser Menschenansammlungen, Schliessung aller Schulen, Einrichtung von Lazaretten. In drei Wellen fegte die Spanische Grippe über Freiburg hinweg und verursachte im Kanton insgesamt 964 Todesfälle – in der Schweiz sind 24 449 Tote zu beklagen. Wie der Autor hervorhebt, erinnert sie aufgrund ihrer Virulenz an die schwarze Pest von 1347–1350. Erst 1999 konnte das verantwortliche Virus identifiziert werden, doch zahlreiche Fragen sind noch offen. Abschliessend stellt Alain Bosson fest: «L'angoisse, la souffrance et le deuil qui touche des centaines de familles fribourgeoises, unies dans la douleur avec des dizaines de millions de victimes dans le monde, auront marqué ce qui demeure la pire catastrophe sanitaire depuis le Moyen Âge» (S. 102).

Ebenso breitgefächert wie vielfältig? Die Ankündigung hat sich bewahrt, und für einmal brauchte es kein Kolloquium, um ein solches Dossier zusammenzustellen, sondern «nur» die Initiative eines Schriftleiters und ein gut funktionierendes Netzwerk kompetenter Historiker*innen. Auf ihre sieben Beiträge folgen zwei Aufsätze, die ganz unterschiedlichen Themen gewidmet sind. Der erste ist ein Auszug aus einer Masterarbeit von 2017, in der sich die Historikerin Alicia Cucho mit den Frauen in

Freiburg in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts befasst. Das Sujet von «Entre (in-)dépendance et tutelle. Les femmes à Fribourg durant la seconde moitié du XIV^e siècle» (S. 108–120) ist den Leser*innen der Freiburger Geschichtsblätter nicht ganz unbekannt, da der letztjährige Band ein der Personennamenkunde gewidmetes Kapitel derselben Masterarbeit enthielt. Die untersuchten Quellen sind dieselben, zum einen das *Registrum Lombardorum*, zum anderen das *erste Bürgerbuch*, doch diesmal geht es um die Rechte und die Unabhängigkeit der Frauen, ob diese nun ledig, verheiratet oder verwitwet waren. Das Fazit ist ernüchternd: «Majoritairement autorisées et accompagnées de leurs pères, oncles, tuteurs ou maris, les femmes de Fribourg, malgré les différents status civils, ne peuvent qu'exceptionnellement agir seules» (S. 118). Eine löbliche Ausnahme bilden Handel und Gewerbe, in denen die Frauen ihre Besitztümer mit einer gewissen Selbstständigkeit verwalten konnten.

Um den Gegensatz zwischen Selbstversorgung und Pflichtleistung geht es in dem Beitrag, in dem sich der Historiker Jean-Pierre Anderegg mit dem Zeitplan eines Gutspächters beschäftigt: «Un emploi du temps entre autosuffisance et devoirs imposés. Le fermier domanial» (S. 121–128) war ursprünglich für ein internationales Symposium bestimmt, in dem es um die Zeiteinteilung und Zeitmessung im ländlichen Europa vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert ging. Aufgrund der grossen Anzahl ehemaliger Herrngüter besitzt der Kanton Freiburg auch heute noch ungewöhnlich viele Pachtbetriebe. Im Folgenden stellt der Autor einige Beispiele von Freiburger Pachtverträgen aus dem genannten Zeitraum vor. Anders als selbstständige Landwirte ist der Gutspächter Zwängen unterworfen, die vom Eigentümer diktiert werden und seine Freiheit bei der Organisation seiner Arbeit einschränken. So wäre es ein Euphemismus, bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts von einer ausgewogenen Interdependenz der «Partner» zu sprechen. Heute ist es eher umgekehrt: Die Agrargesetzgebung schützt den Pächter besser als den Grundbesitzer und sichert ihm sogar ein Vorkaufsrecht.

In der im vergangenen Jahr eingeführten Rubrik «Le document expliqué» stellt Staatsarchivar Alexandre Dafflon unter dem anspielungsreichen Titel «Aux belles heures de l'Alliance française» eine 2017 vom Staatsarchiv erworbene deutschsprachige Urkunde vor, deren Titel – «Abschrift des allgemeinen Defensiv-Bündnisses welches im Jahr 1777 zwischen der Durchlauchtigsten Krone Frankreich und denen gesamten Freystaaten der Hochlöblichen Eidnoßschaft in der Stadt Solothurn

beschlossen [...]» – für sich selbst spricht. In einem internationalen Kontext, der durch eine Schwächung der politischen Stellung Frankreichs geprägt war, hatten der junge König Ludwig XVI. und die eidgenössischen Stände mit einigen ihrer Zugewandten am 28. Mai 1777 ihr Bündnis nach zweijährigen Verhandlungen erneuert. Die vidimierte Abschrift weist 20 Pergamentseiten und einen reich verzierten roten Ledereinband auf. Allem Anschein nach war sie ursprünglich für die Stadt und Republik Freiburg bestimmt, der sie vermutlich 1780 übergeben wurde. 1861 befand sie sich allerdings, wie ein Exlibris belegt, im Besitz von Graf Philippe Joseph Ladislas de Diesbach-Bellerocche (1806–1871), der als Sammler von Büchern und Handschriften bekannt war. Wie das geschehen konnte, dürfte für immer ein Geheimnis bleiben, da es keinerlei Unterlagen gibt, die erlauben, die Geschichte dieser wertvollen Urkunde nachzuzeichnen. Fazit des Staatsarchivars: «L'essentiel est qu'il ait maintenant rejoint le dépôt qu'il n'eût jamais dû quitter» (S. 136).

«Quoi de neuf?» – «Was gibt es Neues?» ist eine Rubrik, die in den *Annales Premiere* feiert. Sie versteht sich als Angebot an Freiburger Kulturinstitutionen, eine geplante Ausstellung oder den kürzlichen Ankauf eines Fonds oder eines Kunstwerkes vorzustellen. Den Anfang machen eine kantonale und eine städtische Institution. Im Namen des Museums für Kunst und Geschichte Freiburg (MAHF) präsentiert Denis Decrausaz, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Institution, «La famille d'Alt en portraits: représentations et mémoire de soi» (S. 140–147). Im Jahr 2017 konnte das MAHF seine Sammlungen um 25 Porträts erweitern; fünf von ihnen stellen Mitglieder der Adelsfamilie d'Alt dar. Für jedes Bildnis und für jeden Porträtierten vereinigt die vorliegende Studie materielle Hinweise und genealogische Angaben, um nicht nur eine ikonografische und biografische Dokumentation, sondern auch Grundlagenmaterial für Überlegungen zur soziokulturellen Funktion der Porträts des Freiburger Patriziats bereitzustellen. Die Bildnisse sind denn auch weniger durch ihre individuelle Bedeutung gekennzeichnet als durch ihre kollektive Bestimmung, eine gesellschaftliche Klasse gesamthaft zu repräsentieren.

Im zweiten Beitrag zu «Quoi de neuf?» weist Christophe Mauron, Konservator am Musée gruérien in Bulle, auf eine bevorstehende Ausstellung hin, die inzwischen stattgefunden hat, so dass die Frage in diesem Fall «Was gibt es Altes?» lauten könnte. «Louis de Boccard (1866–1956): un explorateur fribourgeois en Amérique latine» (S. 148–156) berichtet über das Leben und Werk eines Freiburger Patriziersohns, der mit 23 Jahren

nach Argentinien auswandert. Sein Talent als Naturforscher öffnet ihm die Türen des berühmten Museums von La Plata, für das er Forschungsaufträge durchführt. In der Folge unternimmt und koordiniert Louis de Boccard erfolgreich Expeditionen wissenschaftlicher, touristischer oder politischer Art in Lateinamerika. Als Fotograf stellt er Alben zusammen, in die er auch seine Expeditionsberichte aufnimmt. Zudem ist er ein leidenschaftlicher Sammler. Er sucht, sammelt und klassifiziert Briefmarken, Schmetterlinge, Tierfelle, Waffen, gewebte Objekte, Amulette, Schmuckstücke und Pflanzen. Dem Naturhistorischen Museum in Freiburg schenkt er ausgestopfte Tiere, Nester, Eier, Schmetterlinge und Insekten. Das bedeutendste Dokument des Fonds Louis de Boccard, den das Museum 2017 erwerben konnte, ist ein 72 × 50 cm grosses gebundenes Album mit 264 Aufnahmen des Bündner Fotografen Samuel Rimathé. Von de Boccard zusammengestellt, zeigen die seltenen Albumabzüge Ansichten von Buenos Aires und aus dem argentinischen Landesinneren.

Dreizehn Besprechungen, die Freiburger Bibliografie 2017–2018 und das Protokoll der Hauptversammlung der SHCF vom 22. Februar 2018 schliessen den 206 Seiten starken Band ab, der zum ersten Mal seit langer Zeit wieder in Freiburg gedruckt wurde.

HUBERTUS VON GEMMINGEN

*Nachträge zur anonymen Schilderung des Conflictus Laupensis
(um/nach 1340)*

In den letzten Jahren haben wir uns in den Freiburger Geschichtsblättern zweimal mit dem historiografischen Niederschlag des Laupenkrieges beschäftigt, eines Territorialkonflikts, in dem sich zwischen 1339 und 1340 die Stadt Bern und eine breite Allianz von Gegnern unter Einbezug von Freiburg gegenüberstanden. Den Höhepunkt der Auseinandersetzungen markierte die eigentliche Schlacht bei Laupen vom 21. Juni 1339, die mit einem Berner Sieg endete. Nach einem 2008 erschienenen historiografischen Abriss zum Laupenkrieg, dessen Titel sowie Untertitel zwar auf den Konstanzer Domherrn und Chronisten Heinrich von Diessenhofen verweisen, der aber thematisch breiter angelegt ist und sich nicht auf Diessenhofens